

OBERÖSTERREICHISCHE HEIMATBLÄTTER

50. Jahrgang

1996

Heft 1

Herausgegeben vom Institut für Volkskultur

Harald Kutzenberger

Die Welser Heide – eine alte Kulturlandschaft in Dynamik –
Überlegungen zum regionalen Raumordnungsprogramm

3

Helmut Fiereder

Die Arbeiterkrankenvereine in Oberösterreich
und ihre Rekonvaleszentenheime

28

Benno Ulm

Der Stein von Ruben – Zur Verehrung des hl. Wolfgang im 15. Jahrhundert –
Volksfrömmigkeit und kirchlicher Kult

57

Petra Maria Dallinger

„Homo viator – homo bulla“ – Überlegungen zu oberösterreichischen
Sterbebildchen aus der Zeit zwischen 1880 und 1950

74

Josef Demmelbauer

Er wirkte von Zwickledt in die Welt hinaus –
Kubins Strahlkraft auf Ernst Jünger und andere Dichter

92

„Vom Ruf zum Nachruf“ – OÖ. Landesausstellung 1996

101

Volkskultur aktuell

104

Buchbesprechungen

106

Er wirkte von Zwickledt in die Welt hinaus Kubins Strahlkraft auf Ernst Jünger und andere Dichter

Von Josef Demmelbauer

Das Interesse, welches das „Kubin-Projekt 1995“ der Oö. Landesgalerie gefunden hat, rechtfertigt es, an dieser Stelle noch einen kleinen Nachtrag dazu anzubringen. Unmittelbarer Anlaß ist der Hinweis auf das 1995 im Böhlau-Verlag, Wien, erschienene Buch von Andreas Geyer über Kubin mit dem treffenden Titel „Träumer auf Lebenszeit“.¹ Es ist die Folge 3 der Schriften zur Literatur und Sprache in Oberösterreich, herausgegeben vom Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich. Anklänge daran enthält der Beitrag Geyers zur Buchpublikation „Alfred Kubin (1877–1959)“, die Peter Assmann im Residenz-Verlag, Salzburg, herausgegeben hat. Es ist dort auf Seite 65 ff. abgedruckt, und zwar unter dem Titel „... Philosophischen Sinnes und künstlerischen Herzens“ – Zwischenbilanz in Zwickledt. Geyers Buch widmet sich dem Wirken Kubins als Literat. „Auch dreieinhalb Jahrzehnte nach seinem Tod steht Alfred Kubin als Literat immer noch im Schatten des Zeichners und Illustrators.“ So beginnt Geyers Buch, das zunächst dem literarischen Frühwerk nachgeht und mit dem literarischen Spätwerk abgeschlossen wird, in dessen Mitte aber Kubins bedeutender Roman „Die andere Seite“ eine – weitere – Deutung erfährt, die neue Gesichtspunkte erhellt.

Eine frühe Interpretation der „Andere Seite“ lieferte Ernst Jünger, der im Frühjahr 1995 hundert Jahre alt gewor-

den ist, viel gefeiert, viel angefeindet, hochgeschätzt von Gertrud Fussenegger, die ihren Glückwunschaufsatz in der „Welt am Sonntag“ mit „Das Wichtige mit Scharfblick durchschauen – dem Furchtbaren einen Sinn abgewinnen“ überschrieb und die zum Abschluß der Kubin-Ausstellung im Rieder Volkskundehaus Kubin und Jünger als Weggenossen im Unheimlichen feinsinnig deutete.

Während für Kubins Lebenslauf auf die jüngste Biographie von Annegret Hoberg und Peter Assmann in dem von diesem herausgegebenen und bereits zitierten Buch (S. 221 ff.) verwiesen werden kann, können das lange Leben Ernst Jüngers und sein Werk nur in äußerster Kürze skizziert werden: 1895 geboren in Heidelberg, Flucht von daheim zur Fremdenlegion; Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg, vielmals verwundet, Pour-le-mérite-Träger, 1920 erscheint „In Stahlgewittern“, ein Kriegsbuch anderer Art als „Im Westen nichts Neues“ von Remarque. Auf Grund mehrerer Schriften und Zeitungsartikel sehen manche Ernst Jünger als geistigen Wegbereiter des NS-Regimes. In „Auf den Marmorklippen“ (1939) distanziert er sich vom NS-Regime. Als Offizier in Paris gerät er in den Kreis der Widerstandsbewegung gegen Hitler. Gegen Kriegsende wird er

¹ 262 Seiten, broschiert, 398 Schilling.

wegen „Wehrunwürdigkeit“ aus der Wehrmacht entlassen, Hitler persönlich bewahrt ihn vor dem Volksgerichtshof Freislers. Jüngers Sohn fällt gegen Kriegsende. Seit 1950 lebt Jünger in Wilflingen in der Schwäbischen Alb in einem Forsthaus der Familie Stauffenberg. Hier findet er die ihm gemäße Lebensart. Er zitiert Thomas von Kempen: „Nirgendwo fand ich tieferen Frieden als in Wäldern und in Büchern.“ Nach dem Krieg zunächst Publikationsverbot. Ab 1949 erscheinen zahlreiche Werke, etwa das Kriegstagebuch „Strahlungen“, „Eumeswil“ und die Tagebücher „Siebzig verweht I-IV“, in dessen dritten Band er – am 9. Jänner 1984 – Kubins „Andere Seite“ als „epochalen Roman“ bezeichnet. Als Jünger 90 Jahre alt ist, erscheint noch „Eine gefährliche Begegnung“, eine Erzählung – vielleicht ein kleiner Kriminalroman –, die mit der Novellenkunst Kleists verglichen wird. Zu seinem 100. Geburtstag ergießt sich eine wahre Flut von Publikationen über ihn und sein Werk. Während Kubin – den fast um zwanzig Jahre Älteren – die unbestrittene Aura der Anerkennung umweht, gilt bereits für Ernst Jüngers Lebzeiten, was Schiller von Wallenstein geschrieben hat: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“

Wie kam es zur Begegnung dieser scheinbar so ungleichen Künstler? Sie war zunächst eine briefliche. Ernst Jünger übersandte im Februar 1921 Kubin ein kleines Gedicht zu dessen Federzeichnung „Der Mensch“,² deren Anblick ihn erschütterte: „eine nackte Gestalt, die mit fliegendem Haar auf einem Spiralband hinabfährt, dessen Anfang und Ende im Dunkel verborgen sind“.

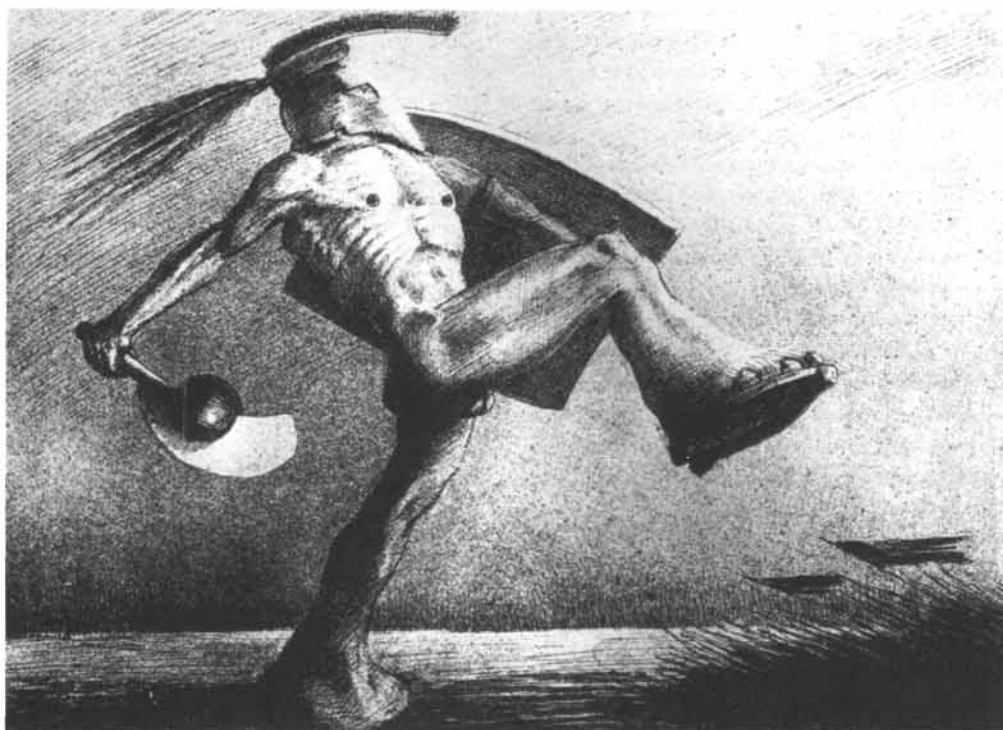
Hier fand Jünger „die persönliche und die politische Ungewißheit in eine höhere und unabänderliche eingebettet, die sich stärker und doch auch tröstlicher empfinden ließ.“³ Auf jenes Gedicht bezieht sich Jünger, als er Kubin acht Jahre später im Brief vom 10. Februar 1929 mitteilt, er möchte einen Aufsatz über Kubins leider zuwenig bekanntes, von ihm sehr geschätztes Buch „Die andere Seite“ schreiben. „Und zwar möchte ich vor allem von dem Gedanken dabei ausgehen, daß Sie hier gleichsam seismographisch ein Bild entscheidender Vorgänge unserer Zeit vorgezeichnet haben.“

Im Herbst 1937 besucht Jünger Kubin in Zwickledt. Das ist dokumentiert in dem von Jünger 1975 – gut 15 Jahre nach Kubins Tod – herausgegebenen Briefwechsel. In dem an den Briefwechsel anschließenden „Rückblick“ erinnert sich Jünger, daß im August 1914 in den Schaufenstern der Buchhandlungen die berühmt gewordene Federzeichnung Kubins mit dem Titel „Der Krieg“ erschienen war. Diese Zeichnung entstammt einer bereits im Jahre 1903 veröffentlichten Mappe, war also nicht durch das aktuelle Ereignis inspiriert. Jünger beschreibt das Bild wie folgt:

„Da war ein Heer mit Fahnen und Lanzen, in ameisenhafter Verkleinerung sich kaum vom Boden abhebend. Ihm gegenüber ein turmhoher Koloß mit Helm und Schild homerischer Helden,

² Josef Demmelbauer, „Es ist ein nüchterner Tag über der Welt angebrochen“. Warnung bei Hammerstein, Ahnung bei Hofmannsthal, Angst bei Kubin, Zuversicht bei Gertrud Fussenegger. In: OÖ. Heimatblätter, 47. Jg., H. 2., 1993, S. 132 f.

³ Ernst Jünger – Alfred Kubin, Eine Begegnung (1975), S. 102.



Alfred Kubin, „Der Krieg“ nach einer Federzeichnung, um 1903.

in der Faust eine saturnische Waffe, halb Keule, halb Schlachtmesser. Das Ungeheuer, das bis zu den Hüften passabel scheinen mochte, hatte mit Hufen bewehrte Elefantenfüße, von denen der rechte wie der Stößel eines Mörsers oder wie ein Schmiedehammer über dem Heer schwebte. Gleich würde er zustampfen, gleichviel wohin, auf Reiter und Fußvolk, auf Fürsten und Troßknechte.“

Auch die zweite Begegnung Jüngers mit Kubins Werk war, wie er berichtet, zufällig. Im Herbst 1916 erstand er auf dem französischen Kriegsschauplatz in einer Feldbuchhandlung Kubins Roman „Die andere Seite“. Kubin hatte ihn 1908 geschrieben: „Das Buch fand wohl die Schätzung der besten Köpfe ohne Aus-

nahme – blieb aber eigentlich unbekannt, Jahre lang.“ (Kubin an Jünger, 15. November 1929) Jünger hat es noch im selben Jahr besprochen. Wir bringen daraus einen Auszug:⁴

„In einer asiatischen Einöde, jenseits der Grenzen aller Geographie, liegt eine seltsame Stadt, eine Art von architektonischem Trödeladen, zu dem jede alte Stadt Europas einige verbrauchte und verwohnte Gebäude beigetragen hat. Alte Mühlen, verrufene Kneipen, Mietwohnungen, Bordells, Verwaltungsgebäude, sonderbare Türme, Bohémecafés, an weit verstreuten Plätzen auf Abbruch gekauft, sind unter unendlichen Mühen

⁴ Wie Anm. 2, S. 98 ff.

hierher geschafft und in ihrer alten Ordnung wieder aufgebaut. Das Mobiliar entspricht diesen Wohnungen – Großväterhausrat, aus allen Ecken und Enden der Welt zusammengesucht, wurmstichig, zerschissen, verstaubt – so wie man es liebt, wenn man, von verblaßten Farben und unbestimmten Gerüchen umgeben, sich seinen Träumereien hingeben will.

Träumer sind es auch, die in dieser Stadt, die stets von dichten Nebeln umschlossen ist, von einem mächtigen Wesen, Patera genannt, versammelt worden sind. Höchst sensible Naturen, Dämmerungswesen, absonderliche Spezies der Gattung Mensch, wie sie am Ende alter, verbrauchter Familien aufzutreten pflegen, verschrobene Rentiers, verwelkte Lebemänner, hysterische Frauen, mannigfaltige Gestalten, die von Goya, Dauterive, Doré oder Felicien Rops gezeichnet sein könnten, bilden eine Gesellschaft, die äußerlich vielleicht nicht sonderlich von der einer kleinen Provinzstadt verschieden ist. Nur tritt das Unsinnige eines verbrauchten und stockig gewordenen Lebens, die durch den Mangel an Aufgaben und Werten hervorgerufene Verantwortungslosigkeit, das Grauenvolle einer zufällig gewordenen Existenz deutlicher hervor. Das kündigt sich an, indem die anfänglich noch vorhandene Wirklichkeit des Lebens immer tiefer in den trügerischen Abgrund des Traumes versinkt. Die Grenzen der Persönlichkeit, die sittlichen und gesellschaftlichen Werte lösen sich auf. Das Zufällige dringt zerstörend in jede Zelle ein, der Raum verwischt sich, die Zeit verschwimmt, das Nebensächliche und selbst das Läppische wird bedeutungsvoll.

Der Dämon dieser seltsamen Landschaft ist Patera, ein mächtiger Geist, dessen Kraft das Leben der Traumstadt speist. Das Leben der Menschen ist ein Traum, den Patera in hunderttausend Gestalten träumt. Aber dieser regierende Geist ist krank, und in demselben Maße, in dem er verfällt, breitet sich in der Stadt das Chaos aus.

Die eigentliche Leistung des Romans besteht nun darin, daß die Erkrankung und das Absterben einer überpersönlichen Macht bis in die kleinsten Einzelzüge des ihr unterworfenen Lebensgebietes hinein verfolgt und sichtbar gemacht wird. Selbst die unbelebte Materie ist diesem rätselhaften Prozeß unterworfen, so treten in den Gebäuden Risse und Sprünge auf, Möbel und Bücher zerfallen zu Mehl, gewebte Stoffe lösen sich in einen feinen Schimmel auf. Gleichzeitig teilt sich gesellschaftlich die Traumstadt langsam in eine Vielheit anarchistischer Individuen auf, die dennoch durch die Tatsache verbunden sind, daß sie gemeinsam, jeder auf seine Art, demselben Untergang zutreiben. Zuweilen werden alle blitzartig zu Boden gestreckt: Patera hat einen Anfall gehabt. Gut wird geschildert, wie fast bis zuletzt die gesellschaftlichen Formen bestehen bleiben, nur füllen sie sich mit immer phantastischeren Inhalten aus. Endlich erfolgt der absolute Zusammenbruch:

Von dem hochgelegenen französischen Viertel schob sich langsam wie ein Lavastrom eine Masse von Schmutz, Abfall, geronnenem Blut, Gedärmen, Tier- und Menschenkadavern. In diesem in allen Farben der Verwesung schillernen die letzten Träumer herum. Sie lallten nur noch, konnten sich nicht mehr verständigen, sie hat-

ten das Vermögen der Sprache verloren. Fast alle waren nackt, die robusteren Männer stießen die schwächeren Weiber in die Aasflut, wo sie, von den Ausdünstungen betäubt, untergingen. Der große Platz glich einer gigantischen Kloake, in welcher man, mit letzter Kraft, einander würgte und biß und schließlich verendete. – Verrenkte Arme und Beine, gespreizte Finger und geballte Fäuste, geblähte Tierbäuche, Pferdeschädel, zwischen den langen gelben Zähnen die wulstige blaue Zunge weit vorgestreckt, so schob sich die Phalanx des Unterganges unaufhaltsam vorwärts. Greller Lichtschein flackerte und belebte diese Apotheose Pateras.'

Patera ist tot."

Deutungen hatte „Die andere Seite“, wie gesagt, vor jener Andreas Geyers, S. 92 ff., nach vielen Richtungen provoziert: Ernst Jünger sah darin ein Spiegelbild des Absterbens der Habsburgermonarchie, die Überwältigung einer müde gewordenen Kultur durch den „Amerikanismus“, einer ausschließlich am Geldverdienen orientierten Zivilisation. Auch eine psychoanalytische Deutung konnte nicht ausbleiben.

Eine subtile und sich mit Ernst Jüngers intuitiver Auffassung der „Anderen Seite“ deckende Interpretation gibt Werner Hofmann (Fundstelle bei Geyer, S. 93, Fn. 10): So wie die Habsburgermonarchie in ihren letzten Jahren schon wegen der auseinanderstrebenden Nationalitäten ohnmächtig war und sich daraus aufbäumend durch die 1908 vollzogene Annexion Bosniens und der Herzegowina zu befreien suchte, so entsprach sie dem Traumreich Pateras. Und der Tod des greisen fernen Kaisers Franz Joseph verwob sich mit dem Ende der

Monarchie so wie der Untergang des Traumreiches mit dem Tod Pateras.

Das Bemerkenswerte an der „Anderen Seite“ sei, so Jünger, daß hier ein Tastvermögen von empfindlichster Feinheit, lange bevor ein „Zauberberg“ geschrieben wurde, den langsamen Angriff der Verwesung, ihr unterirdisches Kriechen erfaßt, ihre auflösende Unerbittlichkeit, ihre Schauer, ihre Visionen, ihre verräterische Süßigkeit. In der „Studie zum Untergang der bürgerlichen Welt“, als die Jünger im Vorwort zu „Blätter und Steine“ seinen 1931 erschienenen Aufsatz „Die Staubdämonen“ charakterisiert, geht er ausführlich auf Kubins zeichnerisches Werk ein und wiederholt darin die Diagnose, die er aus der „Anderen Seite“ gezogen hat: „Kubin erkennt am Untergang der bürgerlichen Welt, an dem wir tätig und leidend teilnehmen, die Zeichen der organischen Zerstörung, die feiner und gründlicher wirkt als die technisch-politischen Fakten, die auf der Oberfläche angreifen.“⁵ Jüngers frühe Schriften nach „In Stahlgewittern“ hatten ihn in nationale Kreise geführt. Hitler bietet ihm schon 1927 ein Reichstagsmandat für die NSDAP an, Jünger lehnt ab. Mit dem Erscheinen des „Abenteuerlichen Herzens“ 1929 nähert sich die politische Agitation Jüngers ihrem Ende und wird durch eine Art magischer Zeit- und Kulturkritik abgelöst, „Magisch“: Das meint das Einfließen einer Traumwelt in die Realität. Es ist die Atmosphäre, die Jünger in den „Staubdämonen“ am zeichnerischen Werk Kubins so eindringlich wie kenntnisreich beschrieben hat. Kubin fällt dabei Jüngers „magischer Tiefblick“ auf und seine

⁵ Wie Anm. 2, S. 117.

„mystisch-heroische Einstellung dem Problem des Todes gegenüber“ (Brief vom 18. Jänner 1932). Die Sinnlosigkeit des Krieges, in der der Soldat, welcher in den Kriegsbüchern verherrlicht ist, gegen die sich in den Materialschlachten offenbarende „Perfektion der Technik“ (F. G. Jünger) machtlos ist, die Niederlage, die Demütigung Deutschlands, treten in den Hintergrund, während die „Zeichen der organischen Zerstörung, die feiner und gründlicher wirkt als die technisch-politischen Fakten“, sichtbar gemacht werden.

Andreas Geyer, S. 17, weist darauf hin, daß die Traumsequenzen in Jüngers Prosaskizzen „Das abenteuerliche Herz“ (1929 und Neufassung 1938) den Einfluß der „Anderen Seite“ nicht verleugnen können. Das belegt die folgende Aufzeichnung:⁶

„Leipzig

Traum: Ich schlief in einem altertümlichen Hause und erwachte durch eine Reihe seltsamer Töne, die wie ein nasales ‚dang, dang, dang‘ klangen und mich sofort auf das höchste beunruhigten. Ich sprang auf und lief mit gelähmtem Kopfe um einen Tisch. Als ich an der Tischdecke zog, bewegte sie sich. Da wußte ich: es ist kein Traum, du bist wach. Meine Angst steigerte sich, während das ‚dang, dang‘ immer schneller und drohender klang. Es wurde durch eine geheimnisvolle, in der Mauer verborgene Warnungsplatte hervorgebracht. Ich lief ans Fenster, aus dem ich auf eine alte, ganz schmale Gasse blickte, die im tiefen Schachte der Häuser lag. Unten stand eine Gruppe von Menschen, Männer mit hohen, spitzen Hüten, Frauen und Mädchen, altertümlich und unordentlich angetan. Sie schienen

eben aus den Häusern auf die Gasse gelaufen zu sein; ihre Stimmen schollen zu mir herauf. Ich hörte den Satz: ‚Der Fremde ist wieder in der Stadt.‘

Als ich mich umwandte, saß jemand auf meinem Bette. Ich wollte aus dem Fenster springen, aber ich war wie an den Boden gebannt. Die Gestalt erhob sich ganz langsam und starrte mich an. Ihre Augen waren glühend und nahmen mit der Schärfe des Anstarrens an Umfang zu, was ihnen etwas grauenhaft Drohendes verlieh. In dem Augenblick, in dem ihre Größe und ihr roter Glanz unerträglich wurden, zersprangen sie und rieselten in Funken herab. Es war, als ob glühende Kohlenbrocken einen Rost durchglitten. Nur die schwarzen, ausgebrannten Augenhöhlen blieben zurück, gleichsam das absolute Nichts, das sich hinter dem letzten Schleier des Grauens verbirgt.“

Der apolitische Kubin

Nach Erhalt der berühmten Schrift Ernst Jüngers „Der Arbeiter“ mit dem Untertitel „Herrschaft und Gestalt“, die nichts zu tun hat mit dem „Proletarier“ Marxens, vielmehr eine Zeitdiagnose (1932) über den Siegeszug der Technik ist, die den Menschen voll vereinnahmt, schreibt Kubin an Jünger am 15. Septem-

⁶ Ernst Jünger, Das abenteuerliche Herz. Aufzeichnungen bei Tag und Nacht. Erstausgabe 1929. Nun wieder in Cotta's Bibliothek der Moderne, Bd. 67 (1987), S. 16/17. Die zweite Fassung, die sich von der ersten Fassung wesentlich unterscheidet, erschien zehn Jahre später und ist auch als Ullstein-(Taschen-)Buch (Nr. 2903) erhältlich. Beide Fassungen sind im Band 9 der Jünger-Gesamtausgabe vereint.

ber 1932, hiebei sein Interesse abgrenzend:

„Sie verstehen zu sehr die Art des Künstlers, um auch zu begreifen, daß dieser in gewissem Sinne ‚beschaulich‘ sein muß und zugleich schaffend, d. h. arbeitend. Daher berühren mich sozialpolitische und kulturpolitische Probleme indirekt, allgemein, und nicht direkt mein persönliches ‚Geheim‘leben anspiegelnd.“

Wie sehr Kubin an dem alten Österreich gegangen hat und wie wenig an der Republik, zeigt noch deutlicher der an seinen Freund Dr. Max Fischer, einen Chemiker aus Stuttgart, gerichtete Brief vom 18. April 1938, in dem er vom „Anschluß“ berichtet:

„... Als Nicht-Radiobesitzer, Nicht-Zeitungsleser und völlig Apolitischer ward ich überrascht, wie am 12. v. M. vom Zeichenblock aufblickend endlose Züge motorisierter Truppen auf der Landstraße draußen zu sehen waren ... Schließlich war das mir ins Herz gewachsene Österreich jenes k. u. k., das 1918 zu Grunde ging, das kleinere Neugebilde hat mir nie eine volle Heimat bedeutet. Aber – wenn’s (als Vergleich zu den Jahren 1918–38) als Leichnam eines lieben Verstorbenen nach 3 Tagen dann aus dem Haus getragen wird, flammt nochmals ein arger Schmerz auf – es ist das ‚Nimmermehr‘ des Poe’schen Gedichtes, das der Rabe krächzt.“⁷

In diesen Worten schimmert die Wehmut um jenes Kakanien Robert Musils, das in einer aufgeklärten, wenig fühlbaren, alle Spitzen vorsichtig beschneidenden Weise verwaltet wurde – noch heute das Verwaltungsideal schlechthin –, jenes Kakanien, in dem zwar ein Genie für einen Lämmel gehalten

wurde, „aber niemals, wie es anderswo vorkam, schon der Lämmel für ein Genie“, jenes Kakanien, in dessen nordböhmischem Leitmeritz Kubin zur Welt gekommen war und dessen Südosten – dort, wo heute Krieg geführt wird – er mit Herzmanovsky-Orlando durchreist hatte.

Kubins Freunde von der Innviertler Künstlergilde

Aus dieser Verwaltung kam auch einer aus der Vielzahl der Freunde des apolitischen Kubin, ein für die Verwaltung „durch hohe Geburt“ Privilegierter, um noch einmal Musil zu zitieren: Hans von Hammerstein, durch zehn Jahre Bezirkshauptmann von Braunau, Mitbegründer der Innviertler Künstlergilde, im Februar 1934 Sicherheitsdirektor von Oberösterreich, kurz Justizminister, dann bis 1938 Repräsentant einer zum Scheitern verurteilten österreichischen Parallelaktion zur Goebbelschen Propagandamaschine. Er dürfte dem Einsiedler von Zwickledt aus dem Herzen gesprochen haben, als er 1932 bei der Goethefeier des Landes Oberösterreich davon sprach, daß die Persönlichkeit untergehe in der Mechanik der Masse. „Der einzelne hat keine Stimme mehr. Nur die Masse gilt und ihr Wahn“ – und – so möchte man heute anfügen – die Einschaltquote.

Dieser Hammerstein, dessen schöngeistiges Werk romantisch, Eichendorff-geönt ist, war als Verwaltungsmann ein Mann der Ordnung, der praktischen Vernunft, darum eine ideale Komplementäerscheinung zu Kubin. Seinen Es-

⁷ Rombold, Die Rampe, Hefte für Literatur 2/78, 34.

say im Jahrbuch der Innviertler Künstlergilde 1930 begann er mit dem Satz: „Bei allen ihren bisherigen Ausstellungen mußte es die Innviertler Künstlergilde erfahren: Alfred Kubin ist nicht, was man populär nennt. Vor dem Werk des Künstlers, der mindestens europäischen Ruf genießt, steht das Publikum zum überwiegenden Teil befremdet und verständnislos.“ Das hat sich seither geändert, wie auch das „Kubin-Projekt 1995“ gezeigt hat.

Kubin, ein Künstler, dessen chaotisches Inneres sich geradezu eruptiv insbesondere in seinen früheren Bildern entläßt, zieht seltsamerweise Dichter, Schriftsteller magisch an, deren Werk an Ordnung orientiert ist, obwohl man meinen sollte, Kubin habe zur Bändigung des eigenen Chaos zuerst sie gesucht. Doch schreibt Hans Carossa, der Arzt, ein Goethe-Nachfolger, am 20. Februar 1950 an Kubin:⁸

„Im Mai werden es genau vierzig Jahre, daß ich zum erstenmal bei Ihnen in Zwickledt war, und die Nachsicht, die Freundlichkeit, mit der Sie und Ihre liebe Hedwig mich Ahnungslosen damals aufnahmen, hat heute etwas Rührendes für mich, weil sie ganz unverdient war. Ich wußte noch gar nicht, worauf es ankam, spürte nur sehr stark die Atmosphäre des Hauses und merkte gar nicht gleich, daß sie einzig von Ihnen ausging.“

Und er berichtet weiter:

„Herr Pfarrer Samhaber hat mich mit einem lieben und sehr inhaltreichen Brief erfreut; ich hoffe, ihm bald schreiben zu können. Auch er ist eine Erscheinung, die vielleicht nur auf dem alt-österreichischen Kulturboden möglich ist: Enthusiasmus und Sinn für Humor, kein Fanatismus.“

Enthusiasmus und Sinn für Humor, kein Fanatismus: So kennt Carossa den alten Kubin nun schon seit vierzig Jahren, kennt ihn auch aus der aus den Jahren gewachsenen Veränderung seines Wesens, einer Art Weltfrömmigkeit. Diese Eigenschaft eignete offenbar auch dem Pfarrer Samhaber von Wernstein, der 25 Jahre jünger als Kubin war. Beide sind, so Carossa, Erscheinungen, „die vielleicht nur auf dem alt-österreichischen Kulturboden möglich (sind)“.

Ausblick

Kubin kam aus einer von Ängsten gequälten Traumwelt, aus einem Traumland, wie es Edgar Allan Poe (1809–1849), dessen Werk Kubin illustrierte, gezeichnet hat:

„Auf Pfaden, wo das Grauen wallt
Um verwünschter Engel Mißgestalt,
Wo ein Dämon, Nacht genannt,
Von schwarzem Thron regiert das Land,
Durch Moore und weglose Pfuhe
Kam heim ich jüngst erst aus fernem
Thule,

Her aus jenem Reich des Traumes
Jenseits der Zeit, jenseits des Raumes.“

„Pfade, wo das Grauen wallt“ überziehen die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wir tun gut, uns daran nach der längsten Friedenszeit in diesem Jahrhundert, fünfzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, zu erinnern.

Kubins Bilder vom Krieg bringen uns nach wie vor sein Grauen nahe. Er geht intuitiv an das Furchtbare heran, Ernst Jünger in seinen Altersschriften überwiegend rational. Was ist das Schicksal des Menschen in diesem Jahrhundert gewesen, und wie wird es in Zu-

⁸ Hans Carossa, Briefe III, 1937–1956 (1981), S. 389.

kunft werden? Darum kreisen beständig die Gedanken Jüngers: Stehen uns neue „Stahlgewitter“ bevor, oder bringen wir es – wenigstens bei uns – zum Frieden? (Im Zweiten Weltkrieg hatte Jünger den Traktat „Der Friede“ geschrieben.)

„Edler Freund! Wo öffnet sich dem

Frieden,

Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?

Das Jahrhundert ist im Sturm

geschieden,

Und das neue öffnet sich mit Mord.“

So fragt und konstatiert Schiller beim Antritt des neuen, des 19. Jahrhunderts. In der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts sind wir – auf engem Raum – besser dran. In den Feiern „50 Jahre Zweite Republik“ wird dies zu Recht betont. Kann das – angesichts des nicht endenden Mordens in unserer Nachbarschaft – so bleiben? Kann ein Weltstaat – auch ein Titel von Jünger – Frieden stiften? Oder gehört – so Jünger in einem Interview – auch die Gewalt zum Schöpfungsplan? Die bisherige Geschichte ist eine Bestätigung hievon.

1795 – vor 200 Jahren – erschien Kants völkerrechtlicher Entwurf – eine Art UNO-Charter – mit dem Titel „Zum ewigen Frieden“. Diese Überschrift soll auf dem Schild eines Gastwirts gestanden sein, darauf war ein Friedhof gemalt. Können die Menschen Frieden halten? Das ist der Kernbereich der Frage, ob sie sich im beständigen – evolutiven – Fortschreiten zum Besseren befinden. Kant versuchte sie in seiner letzten großen Schrift, dem „Streit der Fakultäten“ (1798) zu beantworten.⁹ Er unterscheidet darin drei Möglichkeiten, die Gesamtheit historischer Abläufe zu begreifen:

a) Die Menschheit kann sich stetig von ihrem vorausgesetzten glücklichen Ursprung entfernen. Diese Vorstellung

eines fortlaufenden Rückschrittes nennt Kant eine „terroristische“ Idee.

b) Die entgegengesetzte Vorstellung, getragen vom Optimismus eines unaufhaltsamen Fortschritts,¹⁰ nennt er „eudämonistisch“.

c) Doch am meisten verbreitet ist nach Kants Meinung die dritte Anschauung, die in der Historie ein Auf und Ab sieht, ein Treiben, in dem Fortschritt und Rückschritt einander aufheben, so daß die Geschäftigkeit der Menschen, etwa im Pendeln zwischen Humanität und Barbarei, zwischen Vernunft und hemmungsloser Irrationalität, schließlich ohne jeden klar erkennbaren Sinn bleibt.

Niemand weiß, welche dieser Auffassungen künftig das Weltgeschehen bestimmen wird. Eine langsame sinnvolle Entwicklung anzunehmen, für die es jede Anstrengung braucht, wäre tröstlich, könnte aber auch Selbstbetrug sein. Kant hat sich mit Vorbehalten zu ihr bekannt.

Gertrud Fussenegger, eine subtile Kennerin der Kubin'schen Bilder und der Jünger'schen Gedankenwelt, hat sie am Ende ihrer großen Dankesrede bei der Feier ihres 80. Geburtstages eindringend argumentativ untermauert.¹¹

„Es reden und träumen die Menschen viel von bessern künftigen Tagen ...“, heißt es in Schillers Gedicht „Hoffnung“. Wenn wir auf Bewahrung des Friedens hoffen, sind wir dann etwa auch „Träumer auf Lebenszeit“?

⁹ Dazu: Žmegač, Dramenform und Geschichtsphilosophie, in: ders., Tradition und Innovation (1993), S. 274 (282).

¹⁰ Vgl. zu „Fortschritt“ und „Vor-schritt“ Gottfried Glechner in seinem Mundartgedicht „Fortschritt von daheim“ im gleichnamigen Buch aus 1992.

¹¹ In: Facetten '92, S. 7 ff.